



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine Erzählung aus alten Tagen.

Menschen auszeichnete. Diese geistliche Kerze bereitere er sorglich vor drei Tage lang mit drei Magnifikat.

Als dann der Tag der Kerzenweihe kam, ging er in aller Frühe, bevor noch jemand in die Kirche kam, vor den Frauenaltar und wartete daselbst in süßer Betrachtung der jungfräulichen Wöchnerin, wann sie käme mit ihrem göttlichen Kindlein. Da sie nahte der äußeren Pforte der Stadt, lief er in seines Herzens Begierde allen vor und lief ihr entgegen mit der Menge aller gottminnenden Herzen. Er fiel in der Straße vor ihr nieder und bat sie, mit ihrem Gefolge eine Weile stille zu halten, bis er ihr ein Lied gesungen. Dann hub er an und sang mehr mit dem Herzen als mit dem Munde die schöne Muttergottes-Antiphon: „Inviolata.“ O Maria, du unversehrte, keusche, reine! Du helleuchtende Himmelspforte, Jesu Mutter, übertoll von Liebe! Nimm gnädig auf die Huldigungen unseres Lobes. Mach' Leib und Seele rein; gewähre doch, um was wir dich so innig bitten! Ewige Verzeihung erwirke uns durch deine süßtönende Fürbitte, o gute, gute, milde und gütige, einzig unversehrt gebliebene Jungfrau Maria!

Also sang er so süß und minniglich er nur immer konnte und neigte sich vor ihr bis zur Erde bei den Worten: „o benigna, o benigna,“ und bat sie, daß sie ihre milde Güte einem armen Sünder erzeigte. Dann stand er auf und folgte ihr mit seiner geistlichen Kerze in der Begierde, daß sie die brennenden Flammen des göttlichen Lichtes in ihm nimmer erlöschen ließe.

Darnach, als er zu der Schar aller gottminnenden Herzen kam, hub er an den Gesang: „Adorna.“ schmücke dein Brautgemach, o Sion, und nimm in Ehren auf Christus, deinen König! Umfasse in Liebe auch Maria, die hehre Himmelspforte; denn sie ist es, die den König der Glorie trägt, den Spender des neuen Lichtes! Da stehet die Jungfrau und hält auf ihren Armen den Sohn, den vor dem Morgenstern erzeugten. Und auch Simeon empfängt ihn in seine Arme und verkündet den Völkern, daß er sei der Herr über Leben und Tod, der Erlöser des Weltalls.“ Also führten sie beide mit Lob und Gesang bis hin zu dem Tempel.

Darnach trat er mit Herzensbegierde dorthin, ehe daß die jungfräuliche Mutter hinein kam und dem Simeon ihr göttliches Kindlein geben konnte, und kniete vor sie hin, hob seine Augen und Hände auf und bat sie, daß sie ihm ihr Kindlein zeigete und ihm es auch zu küssen erlaubte. Und da sie ihm es gütlich bot, breitete er seine Arme aus in die weite, endlose Welt und empfing und herzte den Geminneiten in einer Stunde zu tausend Malen. Er beschaute seine hübschen Augen, besah die kleinen Händlein und begrüßte seinen zarten Mund, und so betrachtete er alle Glieder des holden Gotteskindes und erhob dann seine Augen und schrie vor Wunder auf in seinem Herzen, daß der Himmels-träger gar so groß sei und so klein, so schön im Himmelsreich und so kindlich auf dem Erdreich. Er verweilte sodann mit ihm mit Singen und mit Weinen und mit geistlichen Uebungen und gab ihm dann geschwind seiner Mutter wieder und ging mit ihr hinein, bis alles vollbracht war.

Eine Erzählung aus alten Tagen.

2. Kapitel. Die Greuelthaten im Impetnye-Wald.

Als ich auf meiner Wanderung zum „Hügel der drei Bäume kam, wo jetzt unser Umfumbisi (Missionsar) seine Wohnung hat, da warteten mich wohl die Geister meiner Vorfahren, denn ich ging nicht gerade wegs zum Kraale des Ugasha, sondern erstieg zuvor den Hügel und hielt Umschau.

Wie ich nun dort oben stand und schaute und schaute, da sah ich plötzlich über einen zweiten Hügel, der auch in der Nähe von Harding liegt und der über und



Das Opfer der Witwe. (Text Seite 40.)

über mit weißen Felsen und Steinblöcken besät ist, sodaß man von ferne glauben könnte, es weide eine Herde Schafe darauf, eine Menge Volkes in wilder Flucht daherennen! — Und hinter ihnen kamen die Ama-Zulus, die grausamen Schlächter! Sie kamen mir mit ihren weißen, wallenden Federbüscheln vor wie ungeheure schwarze Meereswogen, deren Kamm mit Schaum gekrönt ist. Sie hieben, stachen und schlugen auf das arme, fliehende Volk ein, dessen Schreien, Weinen und Jammer von der Erde bis zum Himmel drang. Die kleinen Kinder entrißen diese grausamen Tiger ihren Müttern, schleuderten sie hoch in die Luft, und fingen sie im Falle lachend mit ihrem Affegais auf! —

Dau, mein Vater, da lief es mir wie Eisekälte

über den Rücken, meine Füße schwankten und aus meinen Eingeweiden wich jegliche Kraft. Wie von bösen Geistern gehezt, wandte ich mich um und lief dem Jüngeli-Walde zu! Ich rannte und rannte wie ein von einem Hunde gehektes Wild! Nicht ein einziges Mal getraute ich mich umzusehen, sondern lief und lief, und machte nicht eher Halt, bis ich vollständig erschöpft und atemlos mitten im tiefen Walde zusammenbrach. — Eine Schlange hißte neben mir auf, ich rührte mich nicht; ich war zu erschöpft, es war kein Atem mehr in mir, keine Kraft, kein Leben.

Zwei Tage und zwei Nächte mochte ich so dagelegen haben, da raffte ich mich erst wieder auf. Schen und langsamlich wie ein Schalal schlich ich langsam aus dem Walde heraus, um zu sehen, ob ich irgendwo etwas in Gien fände.

So kam ich endlich zum Kraale des Ugasha. Es war Nacht, und das Herz bebte in mir aus Furcht vor den Abatakati, den bösen Zauberern, und vor den Zulus, von denen ich nicht wußte, wo sie hingegangen. Am liebsten wäre ich wieder in den Wald zurückgekehrt, in's sichere Versteck, allein in meinem Magen biß und nagte es wie mit Zangen. — Lautlose Stille herrschte ringsum; kein Mensch, kein Tier ließ sich hören. Dagegen war es mir, als säßen und thronten da geheimnisvolle steife und regungslose Gestalten an allen Enden und Ecken. Und wie ich so schaue und suche und staune, tritt plötzlich der Mond zwischen den Wolken hervor und beleuchtet mit seinem matten Silberlicht eine Scene so über alle Maßen schrecklich, daß ich heute noch nur mit Entsetzen daran denken kann! Denn siehe, mein Vater, da waren eine Menge großer, nach oben scharf zugespitzter Pfähle in die Erde getrieben; und auf die Spitze eines jeden Pfahles hatten die scheußlichen Zulus lebende Menschen gesetzt: Männer, Frauen und Kinder! — Da saßen nun die Aermsten tot und steif. Sie hatten alle ihr Leben unter entsetzlichen Qualen ausgehaucht, denn der spitze Pfahl war ihnen langsam, Zoll für Zoll, tief in den Leib gedrungen. — Das war Tschalas Antwort für den Mord seines Gesandten! —

Ich kroch an diesen unheimlichen Gestalten vorbei, von denen viele zu meinen Brüdern und nächsten Verwandten gezählt hatten, und fand endlich die Grube, worin der Mais und die Amabele-Frucht aufbewahrt war. Da saß ich nun, der einzige Lebende mitten unter den Toten und kaute die harten, ungekochten Maiskörner, die ich mir gesammelt hatte.

Auf einmal höre ich ganz in der Nähe ein hohles Stöhnen. Entsetzt will ich mich aufraffen und schleunigst davoneilen, strauchle aber dabei über ein totes Pferd. Da höre ich abermals das schwere, hohle Stöhnen und finde, daß es von einem der gepfählten Weiber kommt. Ich trete näher hinzu und erkenne nun im fahlen Mondlicht die jammervolle Gestalt — meines lieben Vaters! Er lebte noch an seinem Marterpfahl trotz der Peinen und Qualen von zwei Tagen und zwei Nächten! —

„Wasser, Wasser!“ kam es leise von seinen vertrockneten Lippen. Ich überwand das grauenhafte Entsetzen, das in mir aufstieg, und begann unter den Trümmern und Ruinen unserer verbrannten Hütten nach einem Gefäße zu suchen. Endlich fand ich einen vollen Flaschenkürbis und gab meinem verschmachtenden Vater zu trinken. Er trank in langen, vollen Zügen, — da plötzlich hält er inne, ein konvulsivisches Zucken schüttelt seine Glieder, und im nächsten Augenblick er-

gießt er aus Mund und Nase einen Strom von Wasser und Blut. Noch ein paar schwere Seufzer, ein jammervoller Ausblick zum Himmel, und sein Haupt sinkt langsam herab auf die Brust. Mein guter Vater hatte ausgelitten. —

Da litt es mich nicht länger an dem schrecklichen, grauenhaften Ort. Ich eilte fort, zuvor jedoch schnitt ich mir mit der Spitze eines gebrochenen Hirschgais, den ich am Boden fand, von dem toten Pferd ein großes Stück ab. Denn es quälte mich wieder ganz entsetzlich der Hunger, und etwas anderes als faules Pferdefleisch war an dieser Stätte des Entsetzens nicht zu haben. Die Zulus hatten nämlich alle unsere Pferde getötet und die Kinder hinweggetrieben. Wie eine Schlange schlich ich mich mitten in der Nacht durch Gebüsch und mannshohes Gras und schlug den Weg ein nach dem Walde von Impethyne. Dort hoffte ich eine Höhle zu finden, wo ich mich verbergen konnte.

Mitten auf der Flucht sah ich auf einmal die Ama-Zulu wieder! Auf dem Hügel, wo jetzt das Haus des Nonthlana steht, hatten sich ihre Scharen gesammelt. Große Lagerfeuer flammten da und dort auf, und ich sah, wie die Zulus von den Dächern, die noch in Todesstampe zuckten, mächtige Stücke Fleisch abschnitten, sie über glühende Kohlen warfen und mit ihren scharfen, weißen Zähnen zerrissen, nachdem sie kaum etwas von der Blut angesengt waren.

Gefangene Pondo-Mädchen gingen zu und ab — ich sah ihre Gestalten im Feuerscheine deutlich sich abheben — und brachten in gewaltigen Ukambas und Kalabajchen Ushwala (Kaffernbier) heran, aus denen die Krieger im Kreise herumsitzend tranken. Einige von ihnen führten auch Tänze auf, wobei ihre hohen Federbüsche lustig um die Köpfe flatterten. — Ich aber kam mir mit meiner Keule Pferdefleisch vor mir ein rüudiger Hund, der sich mit einem Knochen im Maule aus der Nähe des Lagers hinwegstiehlt.

Einmal war ich versucht, mir die große Zulu-Arme etwas näher anzusehen — es war ja Nacht und niemand hatte mein Nahen bemerkt — da schritt im gleichen Augenblick Tschaka, der Zulu-Löwe, durch die langen Reihen. Im Nu sprangen alle die 50 000 Krieger auf die Füße und donnerten ihrem Fürsten ein solch' entsetzliches „Bayete!“ entgegen, daß von dem dröhnenden Echo ringsum alle Berge widerhallten. — Ich zitterte an allen Gliedern; das Verlangen, diese Riesen in nächster Nähe anzusehen, war mir für immer vergangen. Es besellte mich nur ein Gedanke: „Fort, fort von hier! Eile, lauf' und verstecke dich im Walde Impethyne!“ —

Endlich war ich dort. Ich fand nach kurzem Suchen eine Höhle und kauerte mich in einer Ecke nieder. Hier zog ich das Stück Pferdefleisch hervor und begann daran zu nagen. Der Hunger ließ mich eben alles vergessen: Die Ama-Zulu, die Abatakati (Zauberer) und die bösen Geister, von denen sicher mancher in dem Walde hausen mochte.

Auf einmal war es mir, als höre ich ein leichtes Rascheln! Ich glaubte doch, ich wäre allein. Oder war es eine Katze, eine Schlange oder sonst ein Tier? Wie aber, wenn es ein Krieger, einer der gefürchteten Zulus wäre? Unwillkürlich erfaßte ich die Spitze des abgebrochenen Hirschgais, mit dem ich mir im heimlichen Kraal das Pferdefleisch abgeschnitten, und den ich in fluger Vorsicht mitgenommen hatte, und machte mich auf einen feindlichen Angriff gefaßt, wobei mir

das Herz in der Brust hämmerte, daß es mit Ungeßtim an die Rippen pochte.

Doch, ich hatte mich getäuscht. Es war kein Zulu-krieger hier, dagegen vernahm ich die Stimme eines Weibes, die mir Ukubonga (Ehrenbezeugungen) entgegenbrachte. Ein paar Augenblicke darauf kroch sie näher, küßte mir die Hand, entriß mir mit geschicktem Griff das Stück Fleisch und entfloß damit in eine andere Ecke der Höhle. Es war Nacht und so dunkel, daß ich die eigene Hand nicht unterscheiden konnte, aber

am Herzen. Meine Heimat ist jenseits des Ibbi-Flusses, und meinen Kraal haben die Ama-Zulu „aufgefressen.“ Alle meine Brüder und Schwestern sind tot; ich allein bin mit meinem Kind unter tausend Aengsten und Nöten hieher geflohen. Da liegen wir nun und haben seit 6 Tagen nichts mehr gegessen. Der ganze Iblati (Wald) ist voll von Flüchtlingen, und sie sind alle miteinander am Verhungern.

Ein wenig ließ ich sie und das Kind an dem Fleische zehren, dann aber nahm ich meine Beute wieder an mich und versteckte sie in einer Ecke der Höhle unter einem Felsen, denn ich wußte ja nicht, wie lang ich an diesem Platze bleiben würde.

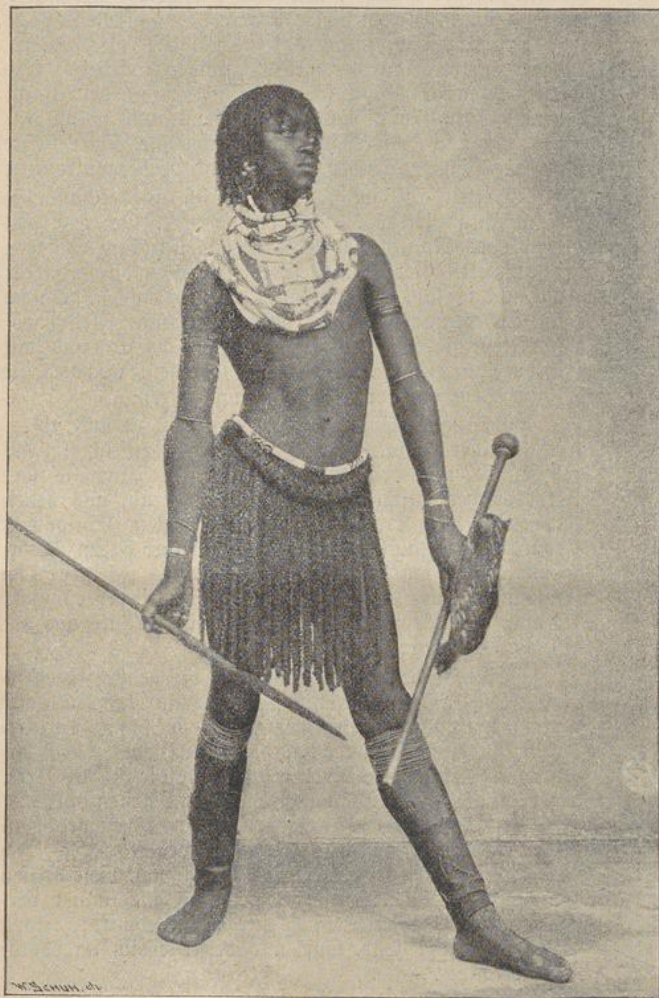
Als es Tag zu werden begann, unterschied ich die Gestalt des Weibes. Sie war schön und stark und mochte kaum etwas über 20 Jahre zählen, während ihr Knäblein vielleicht drei Jahre alt war. Wir redeten mancherlei Dinge miteinander und erzählten uns gegenseitig, was wir während der letzten Tage Schreckliches durchgemacht, dann entschloß ich mich, zu spionieren und mich im Gehölze näher umzusehen, ob nicht etwa die gefürchteten Zulukrieger in der Nähe wären.

Ich war noch nicht weit gekommen, da sah ich schon über das Gebüsch hinweg die weißen Schmuckfedern der Soldaten Tschakas wehen. In tödlichem Schrecken will ich zur Höhle zurückeilen, doch bei meinem Nahen höre ich das Weib schreien zum Erbarmen. Zwei Zulukrieger zerren sie mit ihrem Kind aus der Höhle heraus. Einer stützt sich mit dem Rücken gegen den Stamm eines großen Gelbholzbaumes an und hält das schreiende Weib in seinen Armen. Der andere hält das Kind, schleudert es wie einen Ball hoch in die Luft, und setzt dann, wenn es niederfällt, seinen Affegai senkrecht auf den Boden, um mit dessen Spitze das Kind aufzufangen.

Die arme Mutter stößt dabei ein entsetzliches Jammergeschrei aus und sucht mit aller Gewalt sich loszumachen, doch der Zulu hält sie mit eisernem Griffe fest. Der Mann mit dem Speere aber lehrt denselben in demselben Augenblick, da das Kind dessen Spitze berühren mußte, rasch um und fängt den Kleinen unbeschädigt in seinen Armen auf.

Immer wieder und wieder erneuert sich das grausame Spiel. Es war mir, als spiele eine Katze mit einer Maus. So oft der herzlose Krieger den Knaben wieder in die Höhe warf, schrie die geängstigte Mutter laut auf, der Kleine aber lachte und quiekte aus Lибekräften. Er hatte offenbar keine Ahnung von der Gefahr in der er schwebte, und es kam ihm lustig vor, wie ein Ball in die Luft geworfen und dann wieder aufgefangen zu werden.

Da kann nichts auf der Welt mehr die entsetzte Mutter halten. Mit gellendem Aufschrei reißt sie sich von dem Soldaten los, springt auf den Mörder ihres Kindes zu, entwindet ihm den Affegai und bohrt ihm denselben in die Kehle, daß er rücklings zu Boden fällt. Einen Moment später ist schon der zweite Zulu zur Hand und bohrt dem Weibe seinen Affegai in den Leib. Diese windet sich in Todesnöten, dreht sich rasch



Ein Zulu-jüngling.

ich hörte, wie das Weib mit ihren Zähnen das Fleisch in Stücke riß und selber einem andern Wesen in den Mund steckte.

Ich wollte doch sehen, was da wäre; doch wie ich mich näherte, bricht das Weib in lautes Wehklagen aus und bittet mich, doch ihr Kind zu verschonen, lieber solle ich sie selbst töten. — „Weib“, raunte ich ihr zu, „hör' doch auf mit deinem törichtigen Geschrei! Die Ama-Zulu dort drüben! Weh' uns, wenn sie uns hier entdecken! Ich habe diese Nacht schreckliche Dinge gesehen und habe mich hieher geflüchtet, das nackte Leben zu retten!“ — Sie aber entgegnete: „Mir ist bald alles gleich; nur mein liebes Kind liegt mir noch gar zu sehr

und treibt mit dem Aufgebot ihrer letzten Kraft ihrem Mörder die Spitze ihres Messers, den sie zuvor rasch wieder zurückgezogen hatte, in die Magenwand. —

Das alles geschah rascher, als es sich beschreiben läßt. Entsetzt schaute ich offenen Mundes auf die blutige Szene, und will mich eben der armen Mutter und ihrem Kinde nahen, als plötzlich drei neue Zulu-Krieger auf den Schauplatz traten. Ich duckte mich rasch nieder in's Gebüsch, konnte aber doch von meinem Versteck aus alles sehen und hören. Die drei betrachteten mit eisiger Miene die in Todesnöten sich windenden Körper. „Mit diesen ist es aus,“ sagte ihr Anführer, griff nach seinem roten Knotenstock und schlug die drei Verwundeten mit voller Kraft auf den Kopf. „Krach! Krach! Krach!“ erkante es dreimal und jedesmal rollte dabei eine Leiche ins rotgefärbte Gras. Die beiden andern nahmen die Schilde und Messer der Erschlagenen, worauf sich die Partei wieder entfernte. — Ich blieb all'in in meinem Versteck, halbtot vor Furcht. (Fortsetzung folgt.)

Südafrikanische Reiseerlebnisse.

Von A. Vogelmann.

(Schluß.)

Verschiedener Umstände wegen beschlossen wir schon am zweiten Tag unsere Rückreise anzutreten, obgleich die Ochsenkarre erst für den dritten Tag auf die Station Corney bestellt war. Es war ein ungemein schwüler und heißer Sommertag; aus der Karro wehte ein stürmischer Badesenglutwind. Die Eisenbahnzüge waren infolge der Feiertage dicht besetzt, und die Passagiere wie Perringe verpackt. Es fiel mir auf, daß niemand an dem Trappistenhabit Anstoß nahm. Doch ja, eine Frau, die sich etwas verspätet hatte, ließ dem Zuge erlangen, um noch einen Platz zu erhaschen. Rasch öffnete sie unser Coupee, stößt jedoch beim Anblick des Paters einen Schrei aus, als hätte sie ein Gespenst gesehen, schlägt eilends die Türe wieder zu und rennt nach einem anderen Coupee. —

Halb gebraten und stark ermüdet kamen wir endlich auf der Station Corney an. Eine anständige Gelegenheit zum Uebernachten gab es nicht; so nahmen wir also einen kleinen Imbiß und begannen den beschwerlichen Weg unter die Füße zu nehmen. Der afrikanische Sturmwind jagte rote Staubwolken auf, die sich mit peinlichem Gefühl in alle Poren setzten; dazu stellte sich bald der Durst in ungeahntem Maße ein.

„Die Hitze wurde immer krasser,
Viel Durst gab's da, und wenig Wasser,
Und mancher deutscher Wandersmann
Hat hier den Durst sich abgetan“, —

Hätte vielleicht Ludwig Uhland gedichtet, wenn er dabei gewesen wäre. Uns aber war's weder ums Singen, noch um's Verse machen. Ein paarmal durchqueren wir zwar das ausgetrocknete Bett eines Baches, der noch kleine Pfützen enthielt; da sich das Wasser beim Trinderversuche als brackisch und ungenießbar erwies, wanderten wir fürbaß, bis wir etwa halbwegs ein Farmerhaus trafen, die einzige menschliche Wohnstätte auf unserem ganzen Weg.

Es war eine Burenfarm mit einem großen Damm in der Nähe, hinter dem eine gelbliche Brüche stand, die man dort „Wasser“ nennt, und die man höchstens als Viehtränke benutzen konnte. Scheu und wortfarg empfangen uns die Bewohner. Auf die Bitte um

ein Glas Wasser brachten sie uns doch in generöser Weise Milch, Brot und Butter; dann aber zogen sie sich in die andere Ecke des Zimmers zurück und betrachteten uns mit mißtrauischen Blicken. Die Buren sind sonst sehr gastfreundlich, doch katholischen Priestern u. Ordensleuten gegenüber können manche die alten Vorurteile nur schwer ablegen. Auch diese Leute hier, sonst offenbar recht gut, brachten sie uns doch auf meine Frage nach Bier sofort eine Flasche deutschen Exportbieres, vielleicht die einzige im ganzen Haus, und beim Abschiede wiesen sie beharrlich jede Bezahlung zurück. Möge ihnen der liebe Gott die Gastfreundschaft belohnen, die sie uns damals bewiesen!

Als wir nach gründlicher Erholung weiterzogen, war die Sonne schon zur Ruhe gegangen, der Wind aber war zu einem leichten Hauch herabgesunken. Es war dumpf und schwül geworden. Der Himmel überzog sich mehr und mehr mit schwarzem Gewölk, und in der Ferne begann es zu donnern; offenbar war ein schweres Gewitter im Anzug. Rasch brach die Dämmerung herein, und kurz darauf war es stockfinstere Nacht, die nur von Zeit zu Zeit durch ein grelles Wetterleuchten erhellt wurde. Langsam, aber sicher, zog sich das Gewitter hinter uns zusammen und kam uns nachgeschlichen.

Auf einmal erdröhnte in der Ferne Wagengrasel, bald darauf hörten wir auch das Peitschengeknall und die lauten Zurufe der Treiber an ihre Tiere. Gottlob, dachten wir, da kommen hinter uns Wagen, die uns vielleicht mitnehmen! — Es waren die Hottentotten der Herrnhuterstation Gnon, zwei Stunden nördlich von Dunbrody gelegen, die in einer entlegenen, aber sehr fruchtbaren Ecke ihres großen, gegen 12 engl. Quadratmeilen umfassenden Gebietes die Getreideernte eingeheimst hatten und die nun mit ihren vollbeladenen Wagen, die Ochsen unter großem Geschrei fortwährend im Marsch-Tempo haltend, in Eile an uns vorüberjagten.

„Heda, warum denn so eilig?“ riefen wir. Die Antwort war: „Die Elephanten sind da, die Elephanten sind da!“ — Da wir die Fahrgelegenheit doch nur bis zur Abzweigung des Weges nach Gnon hätten benutzen können, die Eile im Vordertzte der Wagen schon von den Familien der Hottentotten besetzt waren, und diese ohnehin keine Lust zeigten, unsertwegen anzuhalten, so ließen wir die Karawane ihres Weges ziehen.

Mit den „Elephanten“ aber hatte es folgende Bewandnis: Das Hochwild Afrikas: Nashorn, Giraffe, Gnu, Zebra usw. ist längst nach Zentralafrika verdrängt worden und in Südafrika fast gänzlich ausgerottet; nur eine kleine Elephantenherde hat sich noch im sogenannten Aboobusch erhalten und wird von der Kapregierung geschützt. Unter Tags halten sich die Elephanten in den Bergen versteckt, bei Nacht kommen sie herab an die Tränkstellen des Sonntagsflusses und auf die Futterplätze der Niedgrasweiden, wo sie sich als Herren der Situation fühlen. Wilder als der indische Elephant nimmt der afrikanische den Menschen auf, wenn dieser ihm zu nahe tritt und ihm gerade in den Wind kommt. So wurde uns erzählt, daß einige Zeit vorher ein Kafferbote, der bei Nacht von einer Farm zur anderen gesandt worden und der den Elephanten in den Wind gekommen war, von diesen aufgenommen und zu Tode gestampft worden sei. So viel ist gewiß, daß dort kein Farmer bei Nacht das